beeinträchtigt wird. Da in der Regel für das Winterfutter andere Knollenfrüchte genügend vorhanden sind und die Topinamburknollen unter dem Froste nicht zu leiden haben, sich überhaupt in der Erde am besten frisch erhalten, so ist es am vortheilhaftesten, die Ernte erst im Frühjahr vorzunehmen. Bei dem Herausnehmen der Knollen ist sorgfältig darauf zu achten, daß nicht zu viel in der Erde zurückbleiben. — Auf dem Versuchsfelde der Ackerbauschule zu Ebstorf, und zwar auf durchaus nicht kräftigem Sandboden, sind im Durchschnitt der letzten Jahre vom Morgen 500 Himpten = 250 Centner geerntet, was mit Rücksicht auf die lediglich gewährte Düngung mit künstlichem Dünger durch keine andere Knollenfrucht hätte erreicht werden können. Daneben liefert der Morgen (120 Quadr.-Ruthen) auch noch 20 Centner zum Füttern benutztes Laub. Man wendet dort gewöhnlich zwei Centner Kainit und zwei Centner Knochenmehl pro Morgen an und glaubt damit den reichhaltigen Bestand des Topinamburfeldes auf Jahre hinaus sichern zu können.

* Das Bestreichen der Obstbäume mit Kalk kann sehr nützlich sein, zur rechten Zeit angewendet, andernfalls aber nachtheilig werden. Welche Zeit ist nun die rechte? Den Beobachtungen und Erfahrungen nach ist die Zeit angezeigt, in welcher die Stämme das Laub abwerfen und damit zu Winterruhe sich vorzubereiten beginnen, denn nun gehen auch verschiedene Insekten zur Ruhe, darunter der Frostschmetterling, welcher an den Stämmen hinaufkriecht und in die Risse der Rinde seine Eier niederlegt, aus welchen in der warmen Frühlingszeit die verderblichen Raupen entschlüpfen. Durch das Bestreichen der Bäume mit Kalk bis zu der Höhe, in welcher die Verzweigung beginnt, wird jedem Schmetterling der Weg erschwert und seine Brutnester werden verschlossen. Außerdem schützt die Kaltdecke die Stämme gegen die rauhe Winterwitterung, zu welchem Zwecke der Anstrich auf der Seite zu verstärken ist, auf welcher die Wetter am heftigsten anprallen. Dagegen hat der Anstrich der Obstbäume mit Kalk im Frühjahre manche Nachtheile zur Folge. Der Frühjahrs-Kalkanstrich verhindert nicht das schädliche Aufkommen einer bekannten Ameisengattung an den Stämmen, verschließt aber die Poren der Rinden in der Vegetationszeit, wodurch die äußeren Lufteinflüsse ebenso erschwert werden wie die Ausströmungen von innen. Dasselbe könnte man dem Herbstanstrich zum Vorwurfe machen, wenn nicht, was aber thatsächlich doch der Fall, die Winterwetter allmälig bis zur neuen Lebensregung im Frühling die Kaltdecke abwaschen.

* Beim Haarwechsel der Pferde im Frühjahr entstehen nicht selten Schwierigkeiten und derselbe vollzieht sich nicht in der Weise wie es sein sollte. Der Grund hierzu ist in Verdauungsstörungen oder mangelnder Blutbildung zu suchen und empfiehlt es sich, zur Hebung dieses Uebelstandes den Pferden kleine Gaben von Salz, Schwefel oder Kalk zu reichen, wogegen die Anwendung von Arsenik (ein Mittel, das, wie man behaupten will, nicht selten von Pferdehändlern benutzt wird, um einem Gaul ein schönes, glattes Haar und hübsche Formen zu verleihen) zu widerrathen ist. Als einfachstes Mittel hat sich die Verabreichung von gebrühtem Gerstenschrot oder Leinkuchen, denen Salz beigegeben wird, bewährt.

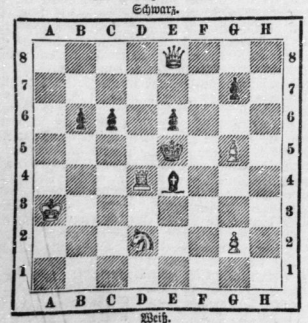
Schach.

Redigirt von S. Tarrasch.

Aufgabe Nr. 40.

Von E. Magel in Brünn.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt in 3 Zügen mat.

Räthsel.

Logogryph.

Von F. M.

Seht, ein Futteral, — man kennt es
Schon von Kindesbeinen an,
Ohne Naht schließt's und so rennt es
Mit uns durch das Leben dann.

Bunt, in allen Farben prangt es,
Seine Form dann ändert's nie;
Nur in Blau manchmal erlangt es
Die Gestalt von Federvieh.

Wird sein Kopf ihm halb genommen
Und ihr habt alsdann recht viel
Wohl gelegentlich bekommen,
Dann gewinnt es auch das Spiel.

Wenn die andre Hälfte schwindet
Von dem Kopf, so seht und glaubt;
Was ihr sorglos jetzt nun findet,
Hatte einst wie ihr ein Haupt.

Noch am Schweife kann man's kürzen
Aber dann nehmt euch in acht,
Daß, wer steht, nicht möge stürzen,
Weil es eilends trunken macht.

Wird die Welt „verruinirt“,
Einst wenn die Kultur „verschwommt“,
Braut man draus, fein kombinirt,
Was nach Dichters Wort dann frommt.

Diamanträthsel.

Von B.

41 Buchstaben, darunter 8 a, 1 b, 3 c, 3 e, 2 f, 3 h, 1 i, 3 l, 2 m, 2 n, 1 o, 3 r, 2 s, 5 t, 1 u, 1 v, sollen auf die bei Diamanträthseln übliche Form so vertheilt werden, daß von oben nach unten steht: 1) ein Konsonant, 2) ein Fisch, 3) eine Stadt, 4) eine politische Partei, 5) ein Narrenfest, 6) ein berühmter Physiognomiker, 7) ein kleiner Prophet, 8) ein Organ am menschlicher Leibe, 9) ein Konsonant. Die Diagonalen ergeben dasselbe Wort (Nr. 5)

Silbenräthsel.

I.

Von M. G. in Sandersleben.

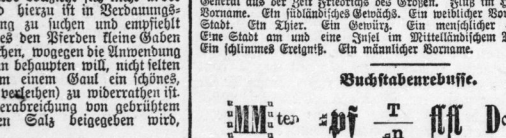
Aus nachfolgenden 34 Silben sollen 13 Wörter gebildet und in solcher Reihenfolge gestellt werden, daß deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen eine Operette, deren Endbuchstaben von unten nach oben den Komponisten derselben ergeben: a, an, ber, bi, cu, be, dom, düf, dor, e, e, el, fel, fel, fel, hu, ke, li, löf, luck, ma, nac, nor, pec, rö, se, schwe, tho, te, te, ti, treig, u, vo. Eine südamerikanische Republik, eine sinnliche Zaisel, ein Thier, eine französische Stadt, ein Brennstoff, ein Fluß, ein tuchartiges Gewebe, eine Oper, ein berühmter hallescher Theolog, eine preußische Insel, eine Stadt in Mexiko, eine italienische Stadt, ein täglicher Gebrauchsgegenstand.

II.

Von —*— in Döblitz.

Aus nachfolgenden Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, wenn diese Wörter in richtige Reihenfolge gestellt werden, von oben nach unten gelesen eine gute Bekannte, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, die Heimath derselben ergeben: ad, a, ard, ba, dat, de, du, el, e, e, il, fall, gel, go, i, nis, il, ken, ler, luk, ma, me, ruch, niz, ol, pal, sel, sh, se, tel, ter, then, un, wal, zie, zer, za. Berühmter General aus der Zeit Friedrichs des Großen. Fluß im Harz. Ein weiblicher Vorname. Ein südländisches Gewächs. Ein weiblicher Vorname. Eine deutsche Stadt. Ein Thier. Ein Gewürz. Ein menschlicher Sinn. Eine Waffe. Eine Stadt am und eine Insel im Mittelländischen Meere. Ein Vogel. Ein schlimmes Ereigniß. Ein männlicher Vorname.

Buchstabenrebusse.



Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Homonyms: Rast, ras't.

Des Arithmogryphs Elise, Uhland, Glauchau, Eva, Neusilber, Roland, Igel, Cordoba, Hals, Teref, Eule, Rosegger: Eugen Richter — Eduard Laster.

Der Buchstabenrebusse: Tangermünde, Innungsmeister, Vereinsvorsteher, Dreier.

Richtige Lösungen gingen ein von: Karl W., Adolf Hbl., Paul He . . e, Marie Krtg., Oskar K., Fechtschüler Ad. He . . e, O. Sch—l, W. W., O. Rdw., Helene und Marie G., Franz u. Paul Br., Bruno Cu—, Dr. K. S. (?), P. K., J. Cb., Anna St., Bertha E., Ein Rufe, O. Fischt., F. Ellif., Siegfried P., A. Höde., Marie J., Louise H., K. D—n., X., Otto H., Bernhard F. . . . , Pfropfen-Verein, C. Sbge, E. Stmkr., Otto v. d. G., M. Sch—d—f, Denis, Adolf H., Paul Tr., Louis D., Arno J., August F., Otto Wtifuck., Wilh. Köll., Paul R—r, Reinhold und Emil R., Geschw. H., sämmtlich in Halle; ferner von Lehrer Oskar K . . . in Bernburg, W. J. in Brehna, Martha K . . . . . in Strenz-Naundorf, E. L. in Naumburg a. S., Hermine P. in Mork, R. B. in Zöjemendorf, Richard Sch. in Dommitzsch, kgl. Förster L. K. in Schieberoda bei Freyburg a. U., Otto M. in Klein-Korbetha, O. K—h, Spr., Dr. Schm. in Freyburg a. U., Lehrer E. L. in Groß-Osterhausen, E—py in Ostrau, R. O. in Barnstaedt, Fr. St. in Neuden bei Jeßnitz i. A., Restaurateur D. G. in Neiden, Louis B—r in Giebichenstein, H. M. in Obermehler, Collegium Rosenallee in Hamburg, Ella B. in Eisenberg, J. R. in Langenbogen, O. S., C. L. und R. S. in Sepda, M. R . . . . . h in Schafstädt, Herm. G. in Könnern, H. St. in Goslar, B. M. in Stein bei Nürnberg, W. Wdg. in Alten-Belchlingen, Lehrer L. Wdg. in Löbejün,

Briefkasten: Alb. D—n. Theilweise.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Borst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Inhalt: Die auffallend schönen Lichterscheinungen am Himmel. — Frauensorgen. — Aus dem Waldleben. Ein Holztag. — Landwirthschaft: Die Anlage von Weinbergen. 2c. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges. — Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Die auffallend schönen Lichterscheinungen am Himmel

in den letzten Tagen des November 1883 haben mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Mit vielem Interesse beobachtete der Laie die seltene Intensität des Phänomens, während der sich eingehender in dasselbe vertiefende Fachmann auch noch die außergewöhnlich große Verbreitung bewundert. Als die Tagesblätter s. Z. zuerst die Netiz brachten, daß die bereyte Erscheinung auch in Paris gesehen sei, wurde ihre Ausbreitung schon für eine bedeutende gehalten, wie viel mehr nicht erst, nachdem man erfahren hat, daß sie fast auf der ganzen Erde beobachtet worden ist. Nicht nur die festen Landstationen melden dies, sondern auch die inzwischen in die Häfen eingelaufenen Schiffe theilen übereinstimmende Beobachtungen darüber mit. Die nach allen Seiten hin abnorme Schönheit jener Lichterscheinungen hat, wie das natürlich und erklärlich ist, Deutungen der mannichfaltigsten Art hervorgerufen, welche zum Theil mehr oder weniger oberflächlich, zum Theil auch ohne jede Sachkenntniß gegeben sind. Zu den ersteren mag die gerechnet werden, nach der das Zodiakallicht die Ursache sein soll. Diese Erklärung hat auf Grund der Bekanntschaft ihres Autors die Runde durch die Zeitungen gemacht, unter deren Lesern vielleicht einige ernsthafter an ihre Wahrheit geglaubt haben, als es augenscheinlich der Urheber derselben selbst gethan hat. Wenigstens ließ ihre Abfassung sehr stark vermuthen, daß „man“ sie von dem Arbeits- oder einem anderen Tische herausgegeben, die Erscheinung selbst aber zum mindesten keiner eingehenden Beobachtung unterzogen hatte. Im dritten Bande seines Kosmos sagt Humboldt: „In der ewig trockenen, heiteren Luft von Cumana, in den Llanos von Caracas, auf den Hochebenen von Quito und den mexikanischen Seen, besonders in den Höhen von acht- bis zehntausend Fuß, in denen ich länger verweilen konnte, übertraf der Glanz des Zodiakallichtes bisweilen den der schönsten Stellen der Milchstraße zwischen dem Vordertheile des Schiffes und dem Schützen, oder, um Theile unserer Hemisphäre zu nennen, zwischen dem Adler und Schwan.“ Wenn also die vorzüglichste Autorität, die wir überhaupt auf diesem Gebiete haben, zum Vergleiche des Glanzes des Zodiakallichtes nicht über den Schimmer der Milchstraße in ihren hellsten Theilen hinausgeht, so genügt das wohl, um jene thatsächlich nicht „aus der Luft gegriffene“ Erklärung durch das Zodiakallicht in sehr zweifelhaftes Licht zu stellen.

Nicht minder fadenscheinig ist die Darstellung, als sei die prächtige Himmelsfärbung durch die Zusammenkunft der Erde mit dem Biela'schen Kometen hervorgerufen. Der Biela'sche Komet ist bekanntlich schon seit Jahrzehnten nicht wieder zur Beobachtung gelangt, sondern hat sich in einen Sternschnuppenschwarm aufgelöst, und daß die erwähnten Lichterscheinungen ein Erleuchten unserer Erdatmosphäre durch hindurchsausende Sternschnuppen zur Ursache gehabt hätten, ist wohl nicht erst als gänzlich unberechtigte Annahme zu beweisen. Angenommen aber, der Fall (der auch seine Vertreter hat), daß sich Sternschnuppen wieder zur Bildung eines Kometen vereinigen, läge hier vor uns, so muß es uns doch entschieden Wunder nehmen, warum man aus den Jahren 1819 und 1823, wo aller Wahrscheinlichkeit nach unsere Erde sich mitten in einem Kometenschweife befand, nicht analoge Erscheinungen aufgezeichnet hat, während anzunehmen ist, daß man damals denselben eine größere Bedeutung beizumessen geneigt gewesen wäre, als heutzutage. Auf der anderen Seite will ich nicht unerwähnt lassen, daß die Lage des Schweifes des großen Kometen von 1861 nach den Berechnungen von Valz, Liais, Hind u. a. eine derartige gewesen ist, daß am 30. Juni Erde und Mond sich in demselben befanden. Für diesen Tag aber schreibt Hind: „Am Sonntag abend, wo der Komet so auffallend im Norden glänzte, verbreitete sich ein eigenthümliches phosphorisches Leuchten über das blaue Himmelsgewölbe, welches ich einem Nordlichte zuschrieb. Diese Erhellung wurde auch von anderen wahrgenommen. In Anbetracht der geringen Entfernung des Kometen ist es wichtig, zu untersuchen, ob diese Erscheinung

Mannichfaltiges.

* Der Sonnenmotor und die Sonnenwärme. Nach zwanzigjähriger Anstrengung ist Hrn. Ericsson die Herstellung einer Maschine, welche die strahlende Sonnenwärme verwerthet, gelungen. Das Prinzip des Sonnenmotors ist, daß die strahlende Wärme mittels eines rechteckigen Troges, der einen konkaven Boden hat, konzentrirt wird; derselbe ist innen ausgekleidet mit polirten Platten, die so arrangirt sind, daß sie die Sonnenstrahlen nach einem cylindrischen Kessel konzentriren, der der Länge nach über dem Troge sich befindet. Dieser Kessel enthält das treibende Medium, Dampf oder Luft, die angewendet werden, um die Sonnenenergie auf den Motor mittels Cylinder zu übertragen, die mit Stempeln und Ventilen versehen sind, wie bei den gewöhnlichen Dampfmaschinen. Die Maschine hat während der Versuche im Sommer v. J. eine mittlere Geschwindigkeit von 120 Umdrehungen in der Minute ergeben, woraus ihre große Verwendbarkeit in den tropischen Gegenden erhellt. Der absolute Druck auf den Arbeitsstempel war 35 Pfund pro Quadratzoll. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Strahlungsenergie, welche von der Sonne auf den Reflektor übertragen wird, im stande ist, dem Kessel eine Temperatur von 520° F. über die der Atmosphäre mitzutheilen. Der hierdurch vom Sonnenmotor gelieferte praktische Beweis befähigt uns, mit hinreichender Genauigkeit das Minimum der Temperatur der Sonnenoberfläche festzustellen und uns erkennen zu lassen, daß die von Newton gemachte Schätzung angenommen werden muß. Zugleich lehrt er, daß die von einigen Gelehrten Frankreichs angestellten Berechnungen, welche darauf hinauskommen, daß die Sonnentemperatur nicht höher ist als diejenigen Temperaturen, welche in den Laboratorien erzeugt werden, durchaus falsch sind. Auf diese Weise hatte z. B. Pouillet gefunden, daß die Temperatur der Sonnenoberfläche nur 1760° C. betrage. Aus der Größe des Reflektors des Ericsson'schen Sonnenmotors läßt sich berechnen, daß der Reflektor die Sonnenwärme in 2507facher Zerstreuung erhält. Wenn das Newton'sche Gesetz annimmt, daß die Temperatur sich wie die Dichte der Strahlen verhält, dann beweist die Temperatur, welche dem Kessel des Sonnenmotors mitgetheilt wird, daß die Temperatur der Sonnenoberfläche nicht niedriger sein kann, als 520 multiplizirt mit 2507, also 1,303,640° F. Diese Schätzung giebt noch nicht einmal das Maximum der Sonnentemperatur an. ×××

°° Die größte bis jetzt konstatirte Tiefe des Indischen Oceans ist nach einem soeben in den Annalen der Hydrographie erschienenen Bericht die im Sommer 1883 von dem B. St. S. „Entreprise“ gelothete Tiefe von 3097 Faden oder 5664 Meter mit einer Bodentemperatur von 0,8° in 4° 14½' südl. Br. und 99° 50½' ö. L., ca. 300 Seemeilen von Sumatra. Sie übertrifft die von der „Gazelle“, dem berühmten Forschungsschiff unserer kaiserlichen Marine, das unter Baron v. Schleinitz' Kom-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18840223052/fragment/page=0001

durch die große Nähe desselben verursacht wurde. Es würde sehr bedeutsam sein, wenn eine ähnliche Erhellung des Himmels überall auf der ganzen Erde wahrgenommen worden wäre." Diese Hoffnung erfüllte sich leider nicht, denn die ganze Erde beschränkte sich auf einen kleinen Theil Englands, da eine verbürgte Nachricht außer jener nur noch von Lowe aus Highfield vorliegt, welcher meldet: „Eigenthümliches, gelbliches, phosphorescirendes Licht, welches ich einem Nordlicht zuschreiben würde, wenn der Abend nicht noch so hell wäre." Aber selbst wenn wir keine Rücksicht auf die Spärlichkeit dieser Zeugnisse nehmen, so kommen wir damit doch nicht zu einer Rechtfertigung der Kometentheorie, denn der Biela'sche Komet resp. der mit ihm korrespondirende Sternschnuppenschwarm ist in diesem Jahre der Erde gar nicht zu nahe gekommen.

Die beiden angezogenen Notizen aus England sprechen von einer nordlichtähnlichen Erscheinung, und in der That ist auch bei der hier in Rede stehenden Himmelsfärbung dieselbe Ansicht vielfach aufgetaucht. In den Wetterberichten der Seewarte in Hamburg finden wir an jenen Tagen von verschiedenen Stationen des deutschen Binnenlandes Nordlichter gemeldet, während andere Beobachter ihre Beobachtungen zusammenfassen in die Worte: „starkes oder intensives Abendroth, Morgenroth, Beleuchtung des Horizontes u. s. w." Daß an alles andere eher als an ein Nordlicht zu denken ist, beweist der gänzliche Mangel einer Meldung von magnetischen Störungen an den kontinuirlich selbstaufschreibenden magnetischen Apparaten in Wilhelmshafen und Breslau, ebenso wohl als auch auf unseren sämmtlichen Telegraphenlinien Betriebsstörungen durch elektrische Ströme nicht vorgekommen sind. Endlich ist beachtenswerth, daß die Erscheinung zu einer Tageszeit auftrat, welche wegen ihrer Helligkeit bei uns der Beobachtung von Nordlichtern sehr abhold ist, während doch aus Nordeuropa Nordlichtbeobachtungen nicht gemeldet sind, wiewohl dieselben, falls man es hier ebenfalls mit einem Nordlichte zu thun hätte, ganz auffallende hätten sein müssen.

Eine Annahme, die in neuester Zeit vielfach ventilirt ist und welche auch einige Wahrscheinlichkeit, wenigstens auf den ersten Augenblick, für sich zu haben scheint, ist die, daß man die Dämmerungsphänomene in Verbindung zu bringen sucht mit den im August 1883 in der Sundastraße mit so außerordentlich verheerenden Wirkungen aufgetretenen vulkanischen Ausbrüchen. Gerade weil diese Annahme auf scheinbar zulässigen Schlüssen basirt, einen Schimmer von Berechtigung führt, dürfte es zweckmäßig sein, sie etwas eingehender zu beleuchten. Wir werden aber auch hierbei sehen, daß diese Hypothese wenn nicht absolut zu verwerfen ist, doch zum mindesten ihren Haken hat, gerade wie die anderen bereits besprochenen. Zunächst hat man viel von „vulkanischem Staub und vulkanischer Asche" gefabelt, welche ja erwiesenermaßen in um so größere Höhe emporgeschleudert wird, je stärker die Eruption war, und sich auch in diesen Höhen lange Zeit erhalten kann, was ermöglicht wird durch ihre außerordentliche Leichtigkeit und durch horizontale Luftströmungen. Ferner ist es auch bekannt, daß diese Asche sich weit von der Ursprungsstätte entfernt. So hat z. B. 1822 ein Aschenregen des Vesuvs zwölf Tage gedauert und seine Wirkungen noch bis auf eine Entfernung von 105 Meilen von Neapel geäußert; 1835 ist bei einem Ausbruch des Cosiguina (Guatemala) die Asche sogar bis gegen 170 Meilen fortgeführt. Diese Asche, die am feinsten sich bildet, wenn die Eruption bald ihr Ende erreicht, ist von weißer bis grauer Farbe; wir sehen also damit keine Möglichkeit der Erklärung der Röthung des Himmels; denn nehmen wir an, sie schwebe in so bedeutenden atmosphärischen Höhen, daß die unter dem Horizonte befindliche Sonne sie von unten beleuchtet, so müßte sie uns in den genannten Farben erscheinen; nehmen wir aber an, sie befände sich zwischen Sonne und Beobachter, so würde sie jedenfalls den Horizont braun oder schwarz gefärbt haben. In keinem Falle aber hat man wohl schon gehört, und das haben die Aschenhypothetiker wohl leider ganz außer Acht gelassen, daß Asche oder Staub ein besonders gutes Mittel sei, die Luft durchsichtig zu erhalten, während doch die Sterne in ungetrübter Klarheit an den gefärbten Theilen des Himmels beobachtet werden konnten. Diese Ansicht fällt sonach in sich selbst zusammen, und ich habe sie nur der Vollständigkeit wegen und weil die nächste uns beschäftigende Hypothese auf den gleichen Ursprung zurückgeht, erwähnt.

Irre ich nicht, so hat ein Herr O. Jesse in Steglitz bei Berlin darauf aufmerksam gemacht, daß es wohl die jede vulkanische Eruption begleitenden Gase sein könnten, welche durch den Ausbruch hochgeschleudert, sich in den obersten Atmosphärenschichten ausbreiten und durch Brechung oder Zurückwerfung der Lichtstrahlen oder durch beides die Bildung von besonderen Färbungen des Himmels begünstigen. Diese Theorie hat sehr viel wahrscheinliches für sich, nur müßten alsdann — wie auch meines Entsinnens der Autor selbst hervorhebt — in der Zeit zwischen August und November die Erscheinungen in den zwischen Java und unseren nördlichen Gegenden gelegenen Gebieten aufgetreten sein, mit anderen Worten, es müßte sich eine successive erfolgte Wanderung des Phänomens von Süd nach Nord nachweisen lassen. Dafür fehlen bisher noch die Beläge und die Hypothese erscheint uns aus diesem Grunde als nicht vollkommen gesichert. Wir brauchen aber gar nicht zur Beurtheilung dieser Gastheorie auf die Berichte aus allen Welttheilen zu warten, denn sie hält schon der chemischen Waage nicht Stand. Die aus den Vulkanen ausgeworfenen nicht festen Körper sind Dämpfe und Gase. Unter den ersteren ist der Wasserdampf der hervorragendste, als die letzteren sind Schwefelwasserstoffgas, Chlorwasserstoff und Kohlensäure nachgewiesen. Die spezifischen Gewichte dieser drei Gase sind der Reihe nach 1,19, 1,21, 1,52, d. h. die bezüglichen Gase sind 1,19 u. s. w. mal so schwer als die gleichen Mengen atmosphärischer Luft. Wenn aber alle die genannten Gasarten schwerer sind als atmosphärische Luft, so werden sie in derselben sinken und ganz bestimmt nicht auf einem so weiten Wege von der Sundastraße bis Europa beständig getragen werden. Die Gase können daher nicht als in den obersten Luftschichten, noch jenseits der Cirruswolken befindlich gedacht werden. An den Erdboden können

---

mando die große wissenschaftliche Tour um die Welt ausführte, im Jahre 1875 in 16° 11′ südl. Br. und 117° 52′ ö. L. gemessene Tiefe von 3020 Faden oder 5523 Meter, welche bisher als die größte Tiefe des Indischen Oceans galt, um 77 Faden oder 140 Meter.

* Der Pfennig. Von welcher Bedeutung ehedem das Wort Pfennig gewesen, so schreibt ein wiener Blatt, das zeigt sich erst recht deutlich bei der Betrachtung der Wörter, die ursprünglich adjektivisch dem Worte Pfennig beigefügt, später durch Ergänzen und allmäliges Auslassen des Wortes vollständig Substantiva geworden sind. Solche ursprünglich adjektivische Ausdrücke sind 1. von der Materie herrührend: Der gulden Pfennig — der Gulden; 2. von der Münzstätte: der Haller (Heller), Regensburger, Wiener, nämlich Pfennig; 3. von der Gestalt: der große Pfennig; substantivisch: der Groß, Groschen; 4. von der Farbe: der Weiß-Pfennig, der Albus; 5. vom Gepräge: der Kreuzerpfennig oder blos Kreuzer; 6. nach Materie und Prägeort zugleich genannt: der gulden Florenzer, Floren oder Florin oder Dukatenpfennig, der gulden rheinisch, gulden ungarisch, zu ergänzen Pfennig; 7. von der Gestalt und dem Münzort hat den Namen: der böhmisch Groß, verstanden Pfennig; 8. von dem Werth und der Gestalt: der Gulden-Grosch, wo blos vom Werthe, nicht von der Materie die Rede ist; 9. von dem Werth, der Gestalt und der Münzstätte ist genannt: der Joachimsthaler Gulden-Grosch (zu ergänzen: Pfennig), wovon später durch allmälige Abschleifung und Fortlassung das Wort Thaler in Gebrauch geblieben ist. Welch glänzende Metamorphose des Pfennigs zum Thaler hinauf! Und welch plötzliches Erstarren zu Pfennig und Absterben aller der Wörter, die seiner ursprünglichen Bedeutung im Laufe der Zeit sich angeschlossen hatten und ihn scheinbar überflügelten, um jetzt mit der Einführung des neuen Münzsystems plötzlich und auf einmal der Vernichtung entgegen zu gehen!

Literatur und Kunst.

* Hackländers Soldatengeschichten bleiben mit ihrem unübertrefflichen Humor eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung. Die Verlagshandlung von Karl Krabbe in Stuttgart hat deshalb einen gewiß richtigen Griff gethan, indem sie uns diese „Bilder aus dem Soldatenleben" in einer neuen, reich von Emil Rumpf illustrirten Ausgabe bringt und dieser eine überaus elegante Ausstattung hat zutheil werden lassen. Rumpf's Bilder sind ganz köstlich und geben dem Buch einen weiteren Reiz. Der Künstler hat den Autor vorzüglich verstanden: es ist als ob sie zusammen geschaffen und doch haben sich beide vielleicht nie gekannt. Wer sich an einer wirklich heiteren, ergötzlichen Lektüre und im Betrachten echt humoristischer Bilder erfrischen will, der greife zu Hackländer's Soldatengeschichten. Die in dem bunt illustrirten Umschlag sich höchst elegant präsentirende Ausgabe erscheint in 20 Lieferungen zum Preise von 40 Pfg.

wird, und daß zwischen den Reihen der Boden der Sonne ausgesetzt ist, sich tief erwärmt und dann während der Nacht mehr Wärme abgeben kann, was die Reife der Trauben beschleunigt.

Die Entfernung, in welcher die Reben gepflanzt werden sollen, richtet sich natürlich nach den Bodenverhältnissen, nach der mehr oder weniger abhängigen Lage des Grundstücks, nach der Sorte und nach der Erziehungsart. In kräftigem, nahrhaftem und etwas feuchtem Boden müssen die Stöcke weiter von einander entfernt gepflanzt werden als in magerem und trockenem Boden; in ebenen Lagen weiter als in abhängigen oder gar steilen Lagen; starkwüchsige Sorten sind weiter zu pflanzen als schwachwüchsige und bei niederen Erziehungsarten weiter als bei hohen. Im allgemeinen müssen die Reihen und die Rebstöcke in denselben so weit von einander entfernt stehen, daß die Sonne bis an den Fuß des erwachsenen Stockes scheinen und die Luft gehörig durchstreifen kann; nur unter dieser Bedingung können die Trauben und das Holz ordentlich ausreifen.

Die geeignetste Zeit zur Anpflanzung ist im Frühjahr von Anfang April bis Hälfte Mai, da sich dann der im Spätherbst oder Winter gerottete Boden genügend gesetzt hat; ist jedoch vielleicht das Grundstück schon im Sommer oder im Jahre vorher gerottet worden und wurde nicht gleich im ersten Jahr mit Reben bepflanzt, so ist es bei günstiger Herbstwitterung noch vortheilhafter, die Pflanzung im November und Dezember vorzunehmen, da solche im Herbst gepflanzte Stecklinge oder Wurzelreben im nächsten Frühjahr sich frühzeitiger bewurzeln und gleich im ersten Jahr viel kräftiger wachsen als im Frühjahr gepflanzte. Die Erfahrung hat gezeigt, daß im Herbst gepflanzte Rebstecklinge im ersten Jahre ebenso kräftige Ruthen trieben und sich so schön bewurzelten, als in denselben Bodenverhältnissen im Frühjahr gepflanzte kaum im zweiten Jahr. Da aber in der Regel der Boden erst im Spätherbste gerottet wird und das Grundstück doch gleich im ersten Jahre mit Reben bepflanzt werden soll, so läßt sich die Herbstpflanzung selten ausführen.

Man verwendet zur Anlage von Weinbergen entweder Stecklinge (Blindholz) oder zweijährige Wurzelreben (einjährige Wurzelreben sind in der Regel noch so schlecht bewurzelt, daß sie nicht besser sind als unbewurzelte Stecklinge); Ableger oder Senker werden bei Neuanlagen von Weinbergen nicht verwendet, da sie in der nöthigen Anzahl nicht zu haben sind und auch selten so kräftige tiefwurzelnde Stöcke liefern als die Wurzelreben oder Stecklinge. Die Frage, welche Pflanzungsweise mehr zu empfehlen sei, die mit Blindholz oder mit Wurzelreben, läßt sich nicht absolut beantworten; die erstere ist natürlich die billigere, erfordert aber in der Regel ein Nachpflanzen im Herbst oder nächsten Frühjahr, da in trockenem Boden und in trockenen Sommern gar manche Stecklinge ausbleiben. Die Anpflanzung mit Wurzelreben ist bedeutenv kostspieliger, aber das Anwachsen ist sicherer, die Stöcke entwickeln sich gleichmäßiger und die Weinberge kommen 1—2 Jahre früher in Ertrag. In guten Lagen, in welchen ein guter Qualitätswein erzielt wird, ist es deshalb vorzuziehen, die kostspieligeren Wurzelreben anzuwenden, es ist dann keine Nachpflanzung nothwendig und die 1—2 Jahre frühere Ernte wird den Mehraufwand der Anlagekosten mehr als aufwiegen. Dagegen in geringeren Lagen, in welchen nur Quantitätsweine geerntet werden, sind die billigeren Stecklinge anzuwenden, da in solchen Lagen die Mehrkosten durch den früheren Ertrag nicht gedeckt werden. Zu Stecklingen nimmt man nur einjähriges, gut ausgereiftes kräftiges Holz, das schon im Herbst oder Winter, jedenfalls aber schon vor dem Beginn der Saftcirkulation im Frühjahr geschnitten werden muß. Hat man genügend Rebholz zur Verfügung, so ist anzurathen, von jeder Ruthe nur den untersten Theil zu nehmen und an demselben ein kleines Stückchen zweijähriges Holz zu belassen, was zur besseren Bewurzelung wesentlich beiträgt, da an der Stelle, wo das einjährige Holz auf dem zweijährigen aufsitzt, sich eine Menge Reserveangen befinden, die die Wurzelbildung befördern. Aber auch das obere Holz, soweit es gesund und ausgereift ist, kann zu Stecklingen benutzt werden. Man schneidet die Stecklinge, je nachdem die Augen weiter oder enger stehen, 35—50 cm lang, sodaß sich an jedem Steckling 3—4 Augen befinden. Nach dem Schneiden bindet man die Stecklinge in Bündel von höchstens 50 Stück zusammen und gräbt sie an einem schattigen Ort in die Erde ein, sodaß sie ganz bedeckt sind und beläßt sie hier, bis sie in den Weinberg gepflanzt werden. Beim Pflanzen dürfen sie nicht lange an der trocknen Luft liegen, sondern müssen in nasse Tücher eingeschlagen oder in Bütten mit Wasser gestellt werden, damit die untere Schnittfläche nicht vertrocknet. Man stößt dann mit dem Pflanzholz oder Hopfeneisen an jedem Zieler in etwas schräger Richtung ein Loch in den Boden, so tief, daß der Steckling bis an das oberste Auge hineingleitet, füllt dann das Loch mit lockerer Erde aus, drückt dieselbe mit dem Fuße an und bedeckt das oberste Auge noch etwas mit lockerer Erde. Um das spätere Nachpflanzen zu vermeiden, kann man, wenn man über genügende Stecklinge zu verfügen hat, an jeden Zieler zwei Stecklinge pflanzen, wovon man dann im Herbst oder nächsten Frühjahr, wenn beide gewachsen sind, den schwächeren herauszieht.

Beim Pflanzen mit Wurzelreben müssen natürlich Pflanzlöcher ausgeworfen werden von etwa 35 cm Breite, ebensolcher Tiefe und 50 cm Länge, in welche die Wurzelreben so eingelegt werden, daß der Kopf (das obere Ende des zweijährigen Holzes) an den Zieler zu liegen kommt. Vor dem Pflanzen werden die Wurzeln an der oberen Hälfte des Stockes weggeschnitten, die unteren auf 10—15 cm eingekürzt, die kräftigste vorjährige Ruthe wird auf 1—2 Augen zurück- und die übrigen dicht am alten Holze weggeschnitten. Beim Pflanzen ist es vortheilhaft, die Reben in einer Bütte mit einem dünnen Brei von Lehm und Kuhauswurf stehen zu haben, sie brauchen dann nicht angegossen zu werden und bilden schneller Wurzeln, sodaß sie sich im ersten Jahr viel kräftiger entwickeln. Auch ist es gut, beim Pflanzen etwas verrotteten Mist oder Komposttünger an die Wurzeln zu bringen, was ebenfalls die rasche Neubildung von Wurzeln befördert. Der obere Theil des Setzlings kommt 1 cm unter die Oberfläche der Erde und wird nur mit ein wenig ganz lockerer Erde bedeckt, damit die jungen Keime leicht durchdringen können. Wenn sich durch starke Regen in schwerem Boden über dem Kopfe eine Erdkruste bildet, die der Entwickelung der jungen Triebe Widerstand leistet, so muß dieselbe mit einem spitzen Holz entfernt werden, da sonst die jungen Triebe sich krümmen und abbrechen. Gut bewurzelte zweijährige kräftige Wurzelreben sind älteren vorzuziehen, da die Wurzeln der letzteren beim Ausgraben in der Regel stärker beschädigt werden und dieselben schlechter anwachsen als die ersteren.

Den Sommer hindurch wird der Boden locker und von Unkraut rein gehalten und bei anhaltender Hitze ist es gut, wenn möglich, die Stöcke zuweilen abends mit Wasser oder schwachem flüssigem Dünger zu begießen. Entwickeln sich mehr als 2—3 Schosse, so schneidet man die schwächeren weg, ohne die stehenbleibenden anzubinden. Fr. Z.

---

* Ein neues Viehfutter. Für Gegenden wo es häufig an Viehfutter mangelt, also namentlich für solche mit Sandboden, wird in neuerer Zeit mehrfach der Anbau der Topinambur (Helianthus tuberosus), auch Erdbirne genannt, empfohlen, einer Pflanze, welche bereits zur Zeit des 30jährigen Krieges aus Südamerika in Deutschland eingeführt und als Viehfutter benutzt wurde; nachdem jedoch die Kartoffel, vorzüglich seit Ende vor. Jahrh., eine ausgedehnte Verwendung fand, hat diese die Topinambur fast verdrängt. Die letztere verdient jedoch keineswegs die ihr zu Theil werdende geringe Beachtung, und wenn sie auch durchaus nicht im stande ist, die Kartoffel zu ersetzen, so bietet sie doch manche vortheilhafte Seiten dar. Sie eignet sich ihres großen Wassergehaltes wegen nur zu Viehfutter, sie enthält jedoch fast den doppelten Gehalt an verdaulichem Eiweiß der Kartoffel gegenüber, was bei der Viehfütterung von großer Wichtigkeit ist. Auch wächst die Topinambur selbst noch auf solchem lockeren Sandboden, auf welchem jede andere Knollenfrucht mit genügender Sicherheit nicht mehr gedeiht. Zudem genügt eine einmalige Pflanzung meistens für mehrere Erntejahre, weil nach jeder Ernte eine hinreichende Anzahl von Knollen in der Erde zurückbleibt. Aus diesem Grunde kann das fragliche Gewächs auch nicht in die Fruchtfolge aufgenommen werden. Die Knollen der Topinambur können auf Sandboden schon im Herbst, aber ebenso gut frühzeitig im Frühjahr ausgelegt werden, und zwar in einer Entfernung von 50—60 cm. Das dazu gewählte Land muß möglichst unkrautfrei sein. Nach dem Aufgehen der Pflanze muß der Boden gründlich gehackt werden; es reicht jedoch ein einmaliges Hacken vollständig aus. Aehnlich wie die Kartoffel kann auch die Topinambur zur Vermehrung der Ernte der Knollen in der Erde angehäufelt werden. Die Stengel der Pflanze erreichen eine Höhe bis zu 20 cm und liefern ein besonders den Schafen zuzagendes Futter, welches den doppelten Werth der Runkelrübenblätter besitzt; es ist jedoch nicht anzurathen, das Kraut zu früh zu schneiden, weil dadurch das Wachsthum der Knollen, welches bis in den Winter hineinreicht,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18840223052/fragment/page=0002

Landwirthschaft.

Die Anlage von Weinbergen.

Will man einen Weinberg anlegen, so muß man vor allen Dingen klar darüber sein, welche Ansprüche der Weinstock an die Lage und den Boden stellt; nur bei richtiger Erwägung derselben wird man auf einen lang anhaltenden und reichlichen Ertrag rechnen können. Die Weinrebe ist eine aus einer wärmeren Zone stammende Pflanze, die deshalb bei uns eine besonders warme Lage beansprucht; in weniger günstigen Lagen reifen die Früchte und das Holz nicht vollständig, und erstere liefern einen geringen Wein und letzteres erfriert in kalten Wintern, wodurch der Ertrag des nächsten Jahres beeinträchtigt wird. Wir wissen, daß in der Ebene die Sonnenstrahlen in schräger Richtung auf den Boden fallen und deshalb denselben nicht so tief erwärmen als an den nach Süden gerichteten Abhängen der Berge und Hügel, an welchen die Sonnenstrahlen in mehr senkrechter Richtung einwirken. Deshalb sind solche Abhänge, die gegen rauhe Winde geschützt sind, zur Anlage von Weinbergen geeigneter als die Ebene, in welcher der Boden meist kühler und schwerer ist, die Weinstöcke kräftiger treiben und den Boden zwischen den Stöcken mehr beschatten, auch die Reben viel mehr den verschiedenen Krankheiten unterworfen sind als an den wärmeren Abhängen. Am vortheilhaftesten sind bei uns immer die rein südlichen Abdachungen; nach diesen folgen die südwestlichen und südöstlichen und zuletzt die rein westlichen. Oestliche Lagen sind ganz zu verwerfen, da sich in solchen nachmittags der Boden schon zu sehr abkühlt und nachts nicht mehr genügend Wärme abzugeben vermag und solche Lagen auch den bei uns immer kalten Nordostwinden zu sehr ausgesetzt sind. Selbstverständlich sind nördliche Abdachungen ebensowenig zur Anlage von Weinbergen geeignet. Ebene Lagen sind nur dann geeignet, wenn dieselbe eine geschützte und warme ist, wo z. B. durch Höhenzüge die kalten Nord- und Nordostwinde abgehalten werden und der Boden warm, sandig und durchlassend ist.

In Beziehung auf die Beschaffenheit des Bodens wissen wir, daß der Weinstock zu seinem vollständigen Gedeihen einen milden, lockeren, mehr leichten als schweren Boden, der nicht zu fett ist, erfordert. Besonders ist der Gehalt des Bodens an Kali und Phosphorsäure, den beiden wichtigsten Nährstoffen der Weinrebe, in Betracht zu ziehen. In Bodenarten, die reich an Kali und Phosphorsäure in leicht löslicher Form sind, gedeiht der Weinstock am besten und bedarf derselbe am wenigsten der Düngung. Es sind deshalb verschiedene Gesteinsarten, die leicht verwittern, wie Granit-, Basalt-, Schiefer- und Dolomitböden, sowie Erdarten, in welchen Kieselsand und Kalkerde vorherrscht, ganz besonders geeignet und werden in denselben die vorzüglichsten Weine erzielt, da dieselben einen großen, sich durch die allmälige Verwitterung immer wieder ergänzenden Vorrath an Kali und Phosphorsäure enthalten. Aber auch die physikalische Beschaffenheit des Bodens ist zu berücksichtigen, denn auf schwerem, undurchlassendem Boden (Thonboden) ist das Gedeihen ein geringeres als in lockerem Boden, in den die Luft tiefer eindringen kann, was wesentlich zur schnelleren Zersetzung der in demselben enthaltenen Nährstoffe und zur tieferen Erwärmung desselben beiträgt. Auch ist ein dunkler Boden einem helleren vorzuziehen, da ersterer mehr Wärme aufnimmt; nasse Stellen, sogenannte Gallen, sind besonders nachtheilig und erzeugen Krankheiten, namentlich den schwarzen Brenner.

Die beste Lage ist demnach ein nach Süden, Südwest oder Südost gelegener Berg- oder Hügel-Abhang, gegen rauhe Winde geschützt, mit dunklem, lockerem, nicht zu fettem, aber auch nicht zu magerem Boden und einem Untergrund, der aus einer in der Verwitterung begriffenen Gesteinsart besteht, die reich an Kali Phosphorsäure ist.

Bezüglich der anzupflanzenden Sorten ist immer der „reine Satz" anzuempfehlen, d. h in einem Grundstück mit gleicher Lage nur eine Sorte anzupflanzen und nur bei größeren Rebanlagen mit verschiedenen Lagen für jede Lage eine besondere Sorte, aber nicht mehrere Sorten durcheinander zu pflanzen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Ertrag beim „gemischten Satz" nicht reicher ist als beim reinen, wohl aber die Qualität geringer. Beim gemischten Satz ist die Reife der Trauben eine ungleiche, wodurch entweder die Lese erschwert wird, oder es werden ungleich reife Trauben zusammen gelesen und gekeltert, was nur nachtheilig für die Qualität des Weines sein kann. Auch bei der Behandlung der Weinstöcke, namentlich beim Schneiden derselben, ist der gemischte Satz von Nachtheil, da die verschiedenen Sorten verschieden behandelt und geschnitten werden müssen.

In den besten wärmeren Lagen ist vor allen anderen Sorten der weiße Riesling zur Anpflanzung zu empfehlen, da er die feinsten Qualitätsweine liefert, besonders ist er für etwas mageren Boden geeignet. Für fetteren Boden solcher guten Lagen ist der rothe Traminer und der Gewürztraminer und nach diesen der Welschriesling zu empfehlen. Für Mittellagen eignen sich als reichtragende und frühreifende Sorten der Ruländer und Traminer; in Lehmboden und niederer Lage der weiße Burgunder; zu rothen Weinen der schwarze Clävner, der schwarze Sylvaner, der sich mit geringem Boden begnügt, und der blaue Arbst. Für Gegenden, in welchen nur ein mittelmäßiger Wein gewonnen werden kann, sind der weiße Gutedel, der Krachgutedel und der grüne Sylvaner, der mit dem schlechtesten Boden vorlieb nimmt, zu empfehlen, und für Rothwein der Frühburgunder.

Bei der Anlage von Weinbergen an steilen Abhängen ist es nothwendig, Terrassen herzustellen, um an Bodenfläche zu gewinnen, den Boden besser bearbeiten zu können, das Abschlämmen der Erde zu vermeiden und das Eindringen des Regens in den Boden zu befördern. Durch solche Terrassenbauten können die steilsten Abhänge für den Weinbau nutzbar gemacht werden, wenn auch die Terrassen so schmal sind, daß kaum 2 Reihen Reben auf denselben Platz finden. Bei flacheren Abhängen können die Terrassen durch Rasenschichtungen hergestellt werden, bei steileren Abhängen ist es dagegen erforderlich, dieselben aus soliden Steinmauern zu errichten. Vor der Bepflanzung ist der Boden $^3/_4$—1 m tief zu rotten; es geschieht dies am besten im Herbst oder Vorwinter, damit während des Winters die Erde gehörig durchfriert und sich bis zum Frühjahr genügend setzt. Das tiefe Rotten ist nöthig, um den Wurzeln das Eindringen in die Tiefe zu ermöglichen, wodurch die Rebstöcke besser ernährt werden und eine längere Lebensdauer erreichen. Besteht der Untergrund aus verwitterten Felsarten, so müssen dieselben durchbrochen und mit dem Baugrund vermischt werden; durch diese Steinbrocken bleibt der Boden lockerer und feuchter und durch ihre allmälige Verwitterung werden Nährstoffe aufgelöst, sodaß in solchem Boden nur wenig gedüngt zu werden braucht, ohne daß die Rebstöcke in ihrer Fruchtbarkeit und ihrem Wachsthum nachlassen. Ueber Winter bleiben die Erdschollen rauh liegen und im Frühjahr, wenn der Boden wieder vollständig aufgethaut und abgetrocknet ist, werden vorhandene Unebenheiten ausgeglichen, sodann werden die Reihen abgesteckt und es kann nun zur Pflanzung des Steckholzes oder der Wurzelreben geschritten werden.

Nachdem unter Berücksichtigung des Bodens und der Lage die richtige Auswahl der anzupflanzenden Sorte getroffen ist, wird zur Eintheilung des Weinbergs geschritten, indem mittels kleiner 40—50 cm langer Pfählchen (Zieler) die Richtung der Reihen, die Entfernung derselben untereinander und die Entfernung der Stöcke in den Reihen angedeutet (ausgezielt) wird; da wo ein Rebstock stehen soll, wird ein solches Pfählchen etwa 30 cm tief in den Boden gesteckt und bleibt hier die ersten 2 Jahre stecken. Es ist dies nothwendig, um die jungen Pflänzlinge in der ersten Zeit, so lange sie noch schwach sind, oder im Anfang noch gar nicht ausgetrieben haben, bei der Bearbeitung des Bodens vor dem Zertreten oder Abhacken zu bewahren.

Man pflanzt die Stöcke entweder im Quadrat, also gegenüberstehend, oder im Dreieck, sodaß zwischen 2 Stöcken der einen Reihe die der andern Reihe in der Mitte stehen. Letztere Methode ist die geeignetere, da hierbei kein Rebstock dem andern Luft und Sonne wegnimmt. In Bezug auf die Richtung der Reihen ist zu bemerken, daß es vortheilhaft ist, da wo es die Lage und die Gestalt des Grundstücks erlaubt, die Reihen so zu legen, daß sie mit der Mittaglinie zusammenfallen, also von Norden nach Süden ziehen. Hierdurch wird bezweckt, daß in heißen Sommern die Trauben weniger durch Sonnenbrand Noth leiden, indem zur heißesten Tageszeit der Schatten der Stöcke in die Reihe fällt, mithin jeder Stock durch den südlich vor ihm stehenden beschattet

sie aber darum nicht verlegt werden, weil sie äußerst giftig und von unangenehmem Geruche sind, sich also schon längst bemerkbar gemacht haben würden. Es genügt z. B., wenn von einem bestimmten Quantum atmosphärischer Luft der 1200. Theil Schwefelwasserstoffgas ist, einen Vogel zu tödten, während man mit dem 100. Theil sogar einen Hund vergiften kann. Nothwendig gehört also zur Gashypothese erst noch ein hypothetisches Gas, welches nicht nur leichter als atmosphärische Luft, sondern auch für die rothen und gelben Lichtstrahlen gut durchlässig ist.

Die soeben genannten Eigenschaften besitzt aber der Wasserdampf, und es ist eine durch Versuche zu erhärtende Thatsache, daß das in der Atmosphäre befindliche Wassergas, wenn es aus der Nebel- in die Dampfform übergeht oder umgekehrt, nur den rothen und gelben Lichtstrahlen den Durchgang gestattet. Dies ist die Erklärung der Abend- und der Morgenröthe, welche uns also nun als eine Folge der Kondensation durch abendliche Abkühlung oder als Auflösung durch die Temperaturzunahme am Morgen erscheint. Ursache und Wirkung stehen hier in einem direkten Verhältniß, d. h. je intensiver der Uebergang aus dem einen in den andern Zustand, um so intensiver die Färbung des Himmels. Der Versuch läßt sich namentlich in jetziger Jahreszeit leicht ausführen. Man stelle ein Gefäß mit kochendem Wasser an eine von der Sonne beschienene Fensterscheibe; in kurzer Zeit wird man, wenn man aus einiger Entfernung durch den Wasserdampf nach der Sonne oder auch nach einer unter ihr gelegenen Stelle des Himmels blickt, den Wasserdampf röthlich oder gelblich gefärbt finden. Es findet diese Erscheinung übrigens nur an einer bestimmten Stelle statt, nämlich da, wo sich der Uebergang aus der Dampfform in die Nebelform vorbereitet resp. vollzieht, man muß daher eventuell mit dem Auge etwas höher oder tiefer gehen. Zu sehen ist es aber immer, wenn die Sonne scheint.

Es wird nun nicht schwer sein, zu erkennen, daß das Phänomen, welches die meteorologischen Tagebücher für Ende November und noch einmal im Dezember 1883 mit Notizen füllte, eine zwar ungewöhnlich prächtige, aber in keiner Hinsicht künstliche Erklärungen erheischende Abend- resp. Morgenröthe gewesen ist. Der Uebergangsprozeß ist im großen Maaße und auch in großer Höhe der Atmosphäre vorgegangen, und es ist für die Bezeichnung des Phänomens als Morgen- und Abendröthe ziemlich gleichgiltig, ob den Wasserdampf dazu die Java-Vulkane oder die Oceane geliefert haben.

Zum Schlusse will ich nicht unterlassen, auf eine Schilderung einer Abend- und Morgenröthe hinzuweisen, welche nicht besser dem hier behandelten Phänomen entsprechen kann und welche man als nach ihm verfaßt ansehen könnte, wenn sie nicht bereits über 10 Jahre alt wäre. Herr Professor Dr. G. A. v. Kloeden schreibt in seinem Handbuche der Erdkunde, 3. Aufl., Band I., pag. 797:

„Wenn sich am Abend die Sonne dem westlichen Himmel nähert, färbt sich dieser gelb oder röthlich, während die Färbung des Zeniths erblaßt und der Osthimmel heller wird. Letzterer wird bei Annäherung der Sonne an den Horizont von 6° bis 12° Höhe trübe purpurfarben, am intensivsten, wenn die Sonne unter dem Horizonte verschwindet; diese Färbung ist Resultat des größeren Weges der Lichtstrahlen durch die Atmosphäre, der vom West zum Ost mindestens 25 mal so groß ist als vom Zenith herab. Das Roth geht in reines Purpurroth über, während im Westen die Färbungen alle Zwischenstufen zwischen Gelb (zwischen 8° und 12° hoch) und dunkelroth zeigen, sich auch mit dem Blau der Luft nach dem Zenith hin zu Grün mischen. Später erscheint im Osten ein dunkles Segment, von einem weißen leuchtenden Bogen umzogen, der an das Roth grenzt. Dieses Segment erhebt sich immer mehr, je tiefer die Sonne sinkt, denn es ist der Querschnitt des Schattenkegels, welchen die Erde auf die obere Lufthülle wirft; es ist bläulich-violett. Der Gipfel des Segmentes ist der Sonne gegenüber. Im Westen liegt über der Sonne und bis zum Blau hinaufreichend eine weiße, sehr durchsichtige Schicht, welche sich nach dem Untergang der Sonne zu dem horizontal sehr ausgedehnten Dämmerungsschein (nach Brandes) entwickelt und unter welcher sich der gelbe Horizont zu einem Segmente gestaltet. Gleichzeitig bildet sich über dem Schettel des letzteren in etwa 25° Höhe eine purpurne Stelle, welche rasch an Ausdehnung zunimmt und am hellsten ist, wenn die Sonne 3 bis $5^1/_2$° unter dem Horizonte steht. Dann hat diese Stelle Kreisgestalt und dieselbe zieht sich nun langsam hinter das Gelb hinab, bis zum Verschwinden beim Ende der Dämmerung, wenn die Sonne 6° unter dem Horizonte steht. Nach dem Verschwinden des Purpurlichtes wiederholt sich der ganze Vorgang noch einmal, aber in viel schwächerer Weise. Allmälig steigt das grau werdende Segment des Ostens bis zum Zenith, und wenn es verschwindet, ist der Himmel gleichmäßig grau, und die Nacht beginnt. Am schönsten kommt die Erscheinung im Oktober und November zu Stande, am unscheinbarsten im April und den darauf folgenden Monaten. — Beim Morgenroth finden diese Erscheinungen in umgekehrter Reihenfolge (und in vertauschten Himmelsgegenden) statt."

So bleibt danach als die natürlichste und einfachste Erklärung, welche durchaus nichts Befremdliches bietet, die übrig, daß die am Himmel zur Zeit der Dämmerung in den letzten Tagen des November 1882 auftretenden Färbungen eine intensive Morgen- und Abendröthe gewesen sind.

Hamburg, Januar 1884.

Dr. R. Kleemann.

Frauensorgen.

„Ich werde mir von nun an allein durchhelfen, am nächsten Ersten entlasse ich mein Dienstmädchen," sagte Elise zu Toni, der Frau eines jungen Beamten, als beide vom Wochenmarkte nach Hause gingen. „Den Aerger mit den Mädchen bin ich herzlich satt, bald ist es dies, bald ist es jenes, Tag für Tag aber ist Dienstmädchenärger. Ich sehe nicht ein, warum ich meinen kleinen Haushalt nicht sollte allein besorgen können! Wir haben nur ein Kind, die Küche habe ich dem Mädchen nie allein überlassen können und die drei Zimmer der Wohnung kann ich auch noch besorgen, und zu den gröberen Arbeiten, zum Scheuern und desgl., nehme ich mir eine Arbeitsfrau. Auf die Ruhe, die ich dann im Hause haben werde, freue ich

---

* Das uns soeben zugehende zweite Februar-Halbmonatsheft der „Deutschen Rundschau" wird mit der Gabe einer neuen Autorin eröffnet, der Novelle „Eine schöne Valentin" von Helene Böhlau. Die Erzählung, deren Schluß im nächsten Hefte folgt, zeichnet sich durch vornehmen Stil und feinsinnige Charakterisirung aus. In seinem Artikel „Jesonda" behandelt Philipp Spitta die gleichnamige Oper Spohr's. Ivan Turgenjew's Literatur- und Lebenserinnerungen finden in diesem Hefte ihren Abschluß; sie beschäftigen sich mit einigen verstorbenen russischen Berühmtheiten, denen Turgenjew begegnet, u. a. mit Lermontow; die Charakteristiken sind scharf und interessant. Durch die Publikation dieser Memoiren hat sich die „Rundschau" ein großes Verdienst erworben. Die im gestr. Hauptbl. im Auszuge mitgetheilte Skizze „O alte Burschenherrlichkeit" beschäftigt sich mit diesem so oft begeistert gesungenen Liede und seinem bescheidenen Verfasser, den nur ein Zufall als den Dichter der schon volksthümlich gewordenen Verse entdeckt hat. Den „Literarischen Notizen" schließt sich die „Bibliographie" an.

* Die „Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt unter Berücksichtigung der Reichsgesetzgebung und der juristischen Literatur, herausgegeben von O. Bretschneider, Senatspräsident am Thüringischen Oberlandesgericht zu Jena" sind mit diesem Jahre in den Verlag von Hermann Pohle in Jena übergegangen. Das uns vorliegende erste Heft des 21. Bandes der Neuen Folge enthält an Abhandlungen, Mittheilungen von Rechtsfällen u. s. w.: Immler, Hypothekenvormerkungen des koburg-gothaischen und preußischen Rechts; Heß, Ueber Vormerkungen und deren Verhältniß zur Reichscivilprozeßordnung nach Koburg-Gothaischem Landesrecht; v. Plänckner, Entscheidungen des gemeinschaftlichen Thüringischen Oberlandesgerichts zu Jena, I. Civilsenat; Herausgeber, Mittheilungen aus der Praxis des gemeinschaftlichen Thüringischen Oberlandesgerichts zu Jena, II. Civilsenat. Den Schluß bildet eine Literarische Umschau. Der Preis für den Jahrgang der „Blätter für Rechtspflege" beträgt 10 M.

* Der kleine Schornsteinfeger. Wochenschrift für Kinder von 6—10 Jahren. Preis 50 Pf. pro Quartal. Verlag von Wilhelm Hoppe, Köln, Rubensstraße 8. Die vorliegende, jeden Sonntag in einem Umfange von 8 Oktavseiten erscheinende Zeitschrift erweist sich als eine ebenso lehrreiche wie unterhaltende Lektüre für die bezeichneten Altersklassen. In den uns zur Einsicht vorliegenden Nummern ist der kindliche Ton in einer so reizenden Weise getroffen worden, daß jeder Kinderfreund seine Lust daran haben muß. Der „kleine Schornsteinfeger" will nicht als „schwarzer Mann" das Schreckbild der Kleinen sein, indem er nur ihre Unarten bekannt macht, sondern auch Fleiß und Wohlverhalten ruft er hoch vom Schornstein aus, er erkennt das Bestreben zur Besserung lobend an und wird den Kindern so zum väterlichen Freund, der durch hübsche Geschichten, Märchen und Räthsel am Sonntage die Artigen belohnt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18840223052/fragment/page=0003

mich ordentlich. Dazu kommt, daß die Ansprüche der Dienstmädchen immer größer werden; die Ansprüche aber, welche der Haushalt, welche Wohnung, Kleidung und Nahrung machen, steigern sich auch von Jahr zu Jahr, meines Mannes Gehalt wird aber nicht jedes Jahr höher und will gar sparsam verwaltet werden, um glatt durchzukommen."

„Ich gebe Dir vollkommen recht, Elise, ich glaube, ein großer Theil der Frauen könnte das Dienstmädchen entbehren und so dem Manne die Erhaltung der Familie erleichtern," erwiderte Toni. „Bei einem großen Theile des sogenannten Mittelstandes dürfte das Dienstmädchen zum Luxus gehören, es ist Mode geworden, ein Dienstmädchen zu halten, obgleich die Wirthschaft ein solches nicht recht verträgt. Ich kenne aber Frauen, Elise, die kein Dienstmädchen haben, eine solche resolute Frau besorgt früh den Kaffee, überwacht und besorgt die Kinder vor der Schule, und ist dies geschehen, so reinigt sie flott die Zimmer, kocht Mittagbrod und ist um Mittag mit allen Arbeiten fertig, während da, wo das Dienstmädchen mit schaltet, gegen Mittag oft genug im Hause und in der Küche noch nicht alles in Ordnung ist."

„Nimm die Bauersfrau, die besorgt das ganze Haus, kocht früh, mittags und abends das Essen, bereitet dazu alles selbst vor, wäscht auf, reinigt die Stuben, „macht die Betten," füttert dabei auch einen Theil des Viehes, flickt Kleider aus, wäscht das Leinenzeug und findet auch noch Zeit, den Gemüsegarten im Stande zu halten. Alles dies geht bei solchen Frauen wie ein Uhrwerk, klipp und klapp, dabei sind sie gesund und froh, während die Damen mit den Dienstmädchen den ganzen Tag zu klagen haben."

„Elise, Deine Idee ist schön, auch ich werde versuchen, in meinem Haushalte ohne Dienstmädchen fertig zu werden. Wir in den Städten können dies alles um so eher, als wir ja fast alles was wir in der Wirthschaft brauchen so zu sagen vor der Thür haben. Dazu sind jetzt unsere Wohnungen bequemer eingerichtet, die Dielen sind gestrichen, und in der Küche stehen die unbezahlbaren Gruben zum Kochen. Die Wäsche bekommt man in Waschanstalten billiger und schöner gewaschen und geplättet, als man es selbst thun kann. Unsere Männer, Elise, haben eine tüchtige Arbeitslast auf den Schultern, wir können ihnen nichts abnehmen, aber erhalten, ersparen können wir viel, unendlich viel, und ich bin überzeugt, tausende von Familien würden glücklicher sein, verstände die Frau verständiger hauszuhalten, entschlügen viele sich des Hergebrachten und der thörichten Ansicht, manche Arbeiten schickten sich nicht für sie. Arbeit ehrt, Arbeit schändet nie, Arbeit ist der Urquell alles Glückes!"

„O liebe Toni, wie freue ich mich, daß Du, Herzensfreundin, mit mir einverstanden bist. O laß uns den Versuch machen. Die Winzer hat ihr Dienstmädchen bereits entlassen, wirthschaftet allein und neulich hat sie mir vorgerechnet, wie viel sie dadurch an baarem Gelde, an Kost u. s. w. erübrigt, ein Kämmerchen für sich mehr hat und vor allem, wie glücklich und zufrieden, wie ruhig und schön es jetzt in ihrem Hause hergeht."

„Die Winzer hat mir dabei auch noch eine andere Sache klar gemacht, an die ich bisher nicht gedacht habe. Denke Dir nur, die Winzer führt ordentlich Buch wie ein Kaufmann, sie hat ein Haushaltungsbuch für Frauen und nie hätte ich geglaubt, daß das Aufschreiben aller Ausgaben auch etwas einbringen könne. Bei der Winzer aber habe ich gesehen, wo das Geld bleibt und wie man dadurch seine Ausgaben reguliren kann. Die Winzer hat einen Hausetat sich gemacht, sie hat Dir einen vollständigen Plan entworfen für ihre kleine Wirthschaftsführung, hat sorgsam das Wirthschaftsgeld für die Monate eingetheilt und einen kleinen Fonds für unvorhergesehene Ausgaben zurückgelegt. Seitdem die Winzer so wirthschaftet, sagt sie, kommt sie immer besser mit dem Gelde aus, während sonst, wo sie in die Kasse griff und je nach Willkür kaufte, diese immer schon vor dem Essen leer war. Nächsten Sonntag gehe ich zu ihr, sie will mir zeigen, wie man sich einen Wirthschaftsetat macht. Schade, daß wir derartiges nicht in der Schule gelernt haben; an Stelle der Strick-, Häkel- und Stickstunden sollte man den Mädchen lieber Dinge lehren, die der Hausstand erfordert; die Strick-, Häkel- und Sticksachen kauft man jetzt viel schöner und viel billiger als man sie sich selbst fertigen kann."

„Und weißt Du, Toni? Die Winzer holt nichts aufs Buch. Das verflixte Holen aufs Buch, sagte sie, ist der schlimmste Feind unserer Haushaltungen. Man holt stets mehr als man sollte, weil man scheinbar kein Geld dazu braucht, aber nachher, wenn der Erste kommt, und es kommen die quittirten Fleischer-, Bäcker-, Materialwaarenbücher an, dann wird man erst gewahr, wo das Geld bleibt, aber — zu spät. Man kommt beim Holen aufs Buch eigentlich aus den Schulden gar nicht heraus. Elise, sagte sie, schaffe das Buch ab und Du wirst jeden Monat Geld übrig behalten, bezahle alles baar, bezahlen mußt Du ja doch, sieh, ich habe in diesem Jahre eine schöne Summe Geld übrig behalten und meiner kleinen Helene dafür ein Sparbuch angelegt."

„Nimm mich nächsten Sonntag mit zu der Winzer, gute Elise, das muß ich alles von ihr selbst sehen und hören," ruft die brave Toni, und Elise sagt herzig zu.

Und Odon Balder sagt: Segne Gott Euer Beginnen, Ihr guten Frauen! Möchten Euch viele, ja alle nachfolgen, viele Sorgen würden aus den Familien verschwinden und dafür Freude, Friede, Glück erblühen!

Odon Balder.

Aus dem Waldleben.

Ein Holztag.

Mit ungezügelter Wuth brausten die Aequinoktialstürme über die Erde hin, hier Dächer abdeckend, dort Bäume entwurzelnd, Windmühlen zerbrechend.

Die Nacht wich kaum dem anbrechenden Tage, als schon der Förster Schulz den Wald durchstreifte, um nachzusehen, ob irgendwo ein niedergeworfener Stamm die Kommunikationswege gesperrt habe.

Mit übergehangener Axt kam ihm von Alberg her, von gleicher Sorge erfüllt, der alte Hinz entgegen und rief schon aus einiger Entfernung: „Die große Kiefer! Herr Förster, die alte Kiefer mit dem Wegzeichen! 's ist wahr! Wenn die nicht faul wäre, die gäbe eine Mühlruthe! aber so — morsch — überall Staarnester drin — Jammerschade! — 's ist wahr!"

Der Förster ging mit dem Alten zu dem Windbruche, der quer über die Straße liegende Baum hemmte jede Passage.

„Gehen Sie gleich zurück," befahl er dem alten Hinz, „und holen Sie Holzhauer mit der Schrotsäge herbei, wir müssen den Weg frei machen. Schade um den alten Burschen, der hier liegt, er mag sich wohl 150 Jahr mit frischem Maiwuchs geschmückt haben!" Bei diesen Worten klopfte er mit dem Stocke an verschiedene Stellen des Stammes und brummte dabei: „Der Hinz hat Recht. Schade um den Baum, er ist durch und durch faul!"

Weiterhin hatte der Sturm eine andere Kiefer entwurzelt, sie aber nur schräg an die nebenstehenden gelehnt, ohne daß sie ganz gefallen war. Ueberall aber lagen trockne und grüne Aeste vom Sturm herabgeschleudert am Boden, als eine köstliche Bescheerung für die armen Leute, die heute in Schaaren mit Karren herbeieilten, um sich das „Leseholz" zu holen, was ihnen, nachdem sie Zettel gelöst, gestattet war. Durch Vorzeigen dieser Zettel mußten sie sich vor den Forstbeamten legitimiren.

Heute hatte der Sturmwind den Armen einen reichen Segen herabgeschüttelt. Knackend brachen die Weiber die dürren Zanken vor den Knien, um sie bequemer auf ihre Karre laden zu können, während die Männer mit ihrer größeren Kraft die stärkeren Aeste handlich zu machen vermochten. Dann ging es mit der schweren Last in fiebernder Hast der Heimath zu, um nochmals zu gleichem Werke zurückzukehren.

Am Nachmittage jedoch war der Fund viel geringer als am Morgen. Der Fleiß und die Menge der Holzholer hatte schon tüchtig aufgeräumt und so mancher hatte in dieser Voraussicht Beil und Säge mitgenommen, um das Fehlende zu ergänzen. Die Anwendung dieser Instrumente ist aber streng verboten. Die Forstbeamten müssen stets ein wachsames Auge darauf richten, daß durch schneidende Instrumente kein Mißbrauch in der Leseholzvergünstigung einreiße und sind verpflichtet bei Uebertretungen diese Werkzeuge zu konfisziren.

Mehrere solche Fälle traten heute ein. Das weiche, theilnehmende Herz des Försters gönnte den Armen die reiche Ernte, die sie heute gehalten, als sein geschärftes Ohr den unverkennbaren Ton einer Säge vernahm, die in der Nähe arbeitete. Der Beamte folgte dem Tone, kam heran und frug den überraschten Frevler nach der Säge.

„Eine Säge hätte ich?" frug dieser und machte einen tiefen

Bückling. „Nein, mein bester Herr Förster, so etwas thue ich nicht. Weiß ich doch, daß es verboten ist! wie sollte ich gegen die Gesetze handeln und Sie ärgern? Nein, man muß den Förstern das Leben nicht schwer machen! Bewahre der Himmel! Freilich thun es Viele, drum müssen die Herren streng sein. Da ist zum Beispiel der Bolle in der Alberger Straße, der Schmidt in der Vorstadt, der Hempel am Markte — ich könnte Ihnen noch eine Menge nennen, die sägen und hauen, ich weiß alles und —"

„Schon gut!" unterbrach Schulz den Geschwätzigen, „jetzt geben Sie mir Ihre Säge heraus!"

„Eine Säge hätte ich?" wiederholte der Betroffene nochmals. „Jetzt Herr Förster bitte ich, untersuchen Sie das Holz auf meiner Karre, wo sollte ich sie denn haben?" Mit diesen Worten kippte er die Karre um, daß das Holz herabfiel. Es fand sich keine Säge vor.

Der Förster sah ihn scharf beobachtend beim Wiederaufladen zu.

„Sehen Sie, bester Herr Förster, wie unschuldig, wie aufrichtig ich bin!" rief der Mann triumphirend. „Bald hätte ich vergessen Ihnen die Grüße auszurichten vom Herrn Förster aus Dubow, die er mir an Sie aufgetragen hat! Denn wissen Sie, mit dem bin ich durch den Bruder meiner Frau Gevatter. Aber nun Adieu, Herr Förster!" und damit setzte er seine Karre in Bewegung und fuhr ab.

„Warten Sie doch einmal!" gebot Schulz, „und knöpfen Sie Ihre Jacke auf!"

Der Dieb erbleichte. Denn auf seiner breiten Brust fand sich unter der Jacke eine scharfe Handsäge, die ihm der Förster ohne Umstände abnahm und als Pfandstück zurückbehielt.

„Im Forstgericht sehen wir uns wieder!" sprach er und ging fort ohne weiter auf die Worte des Ertappten zu achten.

Dort am kleinen Raupengraben lag eine umgeworfene Karre mit dürren, dünnen Reisern, mit deren Wiederaufrichtung sich eine alte abgezehrte Frau vergeblich abmühte. Sie trocknete mit ihrer Schürze den Schweiß, der ihr trotz des kalten Tages von der Stirn rollte, und die Thränen, die ihren Augen entquollen.

Sie erschrak als sie den Förster dicht neben sich hinter einer dicken Kiefer hervortreten sah.

„Ach lieber Herr Förster," bat sie, „pfänden Sie mich nicht?"

„Weshalb sollte ich Sie pfänden?" fragte dieser, „Sie haben ja nichts als dürre Reiser, das reine Storchnest."

„Ja, aber —"

„Was denn aber?"

„Ich — ich habe meinen Holzzettel nicht bei mir," sprach sie ängstlich. „Er liegt zu Hause in meiner Lade und bezahlt ist er auch, das können Sie glauben."

„Ich glaube es," lächelte Schulz, indem er der Frau die Karre aus dem Graben hob.

„Wie gut Sie doch sind!" sprach die Alte und sah ihn freundlich an, „gerade so gut wie Ihre selige Schwägerin, bei der meine Tochter einmal diente — die war gerade so gut. Beim Kartoffelnausputtdeln —"

Schulz wendete sich um und wollte gehen.

„Aber, Herr Förster, warten Sie doch! was wollte ich doch gleich —"

„Schon gut!" rief dieser zurück und ging weiter in den Wald hinein, wo sich fröhliches Lachen hören ließ. Es waren muntere Mädchen, die scherzend ihr Holz zusammentrugen.

Schulz konnte sie gedeckt belauschen und ihre Worte verstehen.

„Still doch!" rief Marie, eine junge hübsche Blondine, „wenn der Förster den Skandal hört, den Ihr macht! er zeigte uns alle viere an und ich bin ganz ruhig gewesen."

„Ich habe auch nicht spektakelt!" sagte Mine.

„Ich auch nicht!" rief Christel, „denn ich weiß, daß alles Schreien und Lärmen im Walde verboten ist; das steht gedruckt auf jedem Holzzettel."

„Ich habe auch nicht geschrien!" stritt Hanne, „nur gelacht, und lachen ist nicht verboten, also muß es erlaubt sein."

„Aber nur nicht so laut, denn wenn es der Förster hört wird er böse und läßt uns am Ende nicht mit pflanzen!" warnte Christel plötzlich ernst werdend.

„Nicht mit pflanzen dürfen auf der Kultur? das wäre eine Schande, da würden uns die andern auslachen."

„Wißt Ihr denn nicht, wann der Förster mit den Pflanzungen anfängt?"

„Wahrscheinlich sobald der Frost aus der Erde ist!" belehrte die kluge Christel, die schon so manches Jahr mit in den Kulturen gearbeitet hatte.

„Wer wird uns denn diesmal beaufsichtigen?" frug Marie.

„Herr Stanz nicht!" belehrte Mine, „der kriegt eine Försterstelle weit, weit weg von hier! und ich habe noch mehr gehört von Oberförsters Mägden, was er sich alles einbildet — aber das sage ich nicht nach — um keinen Preis der Welt — denn wahr ist es doch nicht!"

„Er will wohl heirathen?" frug die Andere.

„Ich sage es nicht, was er sich denkt — durchaus nicht!"

„Der Affe, der! — Sage es nur heraus! wir sind ja unter uns und kein Mensch hört es."

„Ich sage es aber nicht! bestimmt nicht! denn wenn das der Oberförster erführe wenn ich solchen Unsinn von seiner Tochter nachredete! Lieber schweige ich darüber still."

„Um Himmelswillen schweig!" flehte Marie und sah sich besorgt um. „Wie könnte solch ein lackirter Affe an so etwas denken! Den nähm ich nicht, wenn ich gleich arm bin, und wenn er in Gold gefaßt wäre! Ja wenn es Fritz oder Justus wäre!"

„Die könnten mir auch gefallen!" fügte eine andere hinzu.

„Jetzt aber ist's Zeit, wir müssen fort, sonst wird es dunkel ehe wir ins Dorf kommen. Packt zusammen!" Und rüstig ging es an's Werk.

Der Förster aber, der jedes Wort vernommen, zog sich still zurück ohne sich bemerklich gemacht zu haben, schüttelte aber den Kopf, wie die Mädchen schon so über die beiden Knaben sprechen konnten.

Auf dem Nachhausewege kamen ihm die beiden Jünglinge mit leichten Schritten schon entgegen. Fast überraschte ihn ihr Anblick, denn jetzt mußte er selbst zugeben, daß sich beide ganz prächtig entwickelt hatten. Diese schlanken, frischen und elastischen jungen Leute waren keine Kinder mehr, wenn auch kindlicher Frohsinn aus ihren Blicken leuchtete.

Förster Schulz ließ seine Augen mit väterlicher Freude von einem zum andern gleiten, denn auch den Justus hatte er lieb gewonnen als wäre er sein eigenes Kind. Mit freudigem Sinnen gab er sich der Hoffnung hin, daß beide dereinst tüchtige Forstleute werden und der Jägerei Ehre machen würden.

„Papa!" rief Fritz, und der Schelm lachte aus dem ganzen Gesicht, „Papa, wüßtest Du was wir uns für einen Spaß gemacht haben?"

„Nun?" frug der Vater.

„Mit dem alten Hinz, verstehst Du! Der wird sich schön wundern wenn er es merkt."

„Macht mir keine Thorheiten mit dem braven alten Manne!" sprach Schulz und hob drohend den Finger.

„Nein Papa, nur Spaß — keinen Unsinn. Dort an der alten Birke, wo das Unterholz so dicht steht, Du weißt schon wo ich meine, am großen Wachholderbusche, da sitzt er und ist eingeschlafen."

„So laßt ihn nur ruhen; er ist heute den ganzen Tag auf den Beinen gewesen."

„Wir haben ihn auch nicht gestört. Aber ein wenig geneckt haben wir ihn doch. Er hält nämlich so, sieh her, Papa, so hält er sein Brot in der Hand, war also beim Essen eingeschlafen — und neben ihm stand sein Schnapsfläschchen." — Fritz konnte vor Lachen nicht weiter sprechen — „Justus!" rief er endlich, „Justus, nun kannst Du weiter erzählen."

„Ihr habt den Schnaps doch nicht etwa ausgetrunken?" frug der Vater mit forschendem Blick, „denn Ihr seht mir so angeheitert aus."

„I Gott bewahre, Herr Förster!" sprach Justus betheuernd, „das haben wir nicht gethan. Aber gesteben wollen wir es nun doch. Also — ich nahm ganz geräuschlos das Fläschchen von seiner Seite weg und setzte es auf einen Baumstamm, der zwölf Schritt weit ab von dem Schläfer steht. Dann sind wir beide ganz leise wieder fortgeschlichen und er hat nicht das geringste davon gemerkt!"

Belustigt über das harmlose Schelmenstückchen nickte der Förster Beifall und meinte: „Bin doch neugierig was der alte Bursche von seiner Flasche denken mag! denn er glaubt steif und fest an übernatürliche Einwirkungen so oft er auch von Aufklärung schwatzt."

„Daran dachten wir ja auch, und machten uns deshalb den Spaß. Aber verrathe uns nur nicht, Papa!"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18840223052/fragment/page=0004